

Kinder der Not.

Roman von Max Tren.

(3. Fortsetzung.)

Noch hatte er keine Ahnung, daß dieses Pferd der erste Vorbote war von der vernichtenden Niederlage, in welcher zu diesen Stunden Preußens Heer und Staat zusammenbrechen und in die auch das kühnste Korps trotz seines tapferen, verzweiflungsvollen Angriffes und trotz des bewundernswürdigen Mutes seines Führers, der von mehreren Kugeln schwer verwundet, im dichtesten Handgemenge vom Pferde sank, hineingerissen wurde. Bald aber, je weiter er nach vorn galoppierte, mehrten sich die Vorboten und Angewiesenen, Verwundete kamen zurück, erschöpfte Geschosse lagen am Wege, einzelne Reiter jagten vorüber; dann kamen größere Massen, Infanterie und Kavallerie durcheinander, in wirren Anräufen über Feld und Straßen.

„Woher? Und wohin?“ rief Loffau ihnen entgegen.
„Es ist alles vorbei!“ Klang die Antwort, und entsetzte, schredensbleiche Gesichter starrten ihnen entgegen.
„Der Feind ist uns auf den Fersen!“
Konrad sah sich an die Seiten. Was hatte er da gehört? „Der Feind ist uns auf den Fersen!“ Spul der Nacht! Das konnte doch nicht sein.
„Halt!“ herrschte er die Flüchtenden an.

Aber sie hörten ihn nicht.
„Zurück! Zurück!“ schallte es ihm entgegen. „Alles verloren!“
Er sah es nicht, glaubte es nicht. Wollte es nicht wissen, nicht glauben. Das Heer des großen Königs, die Sieger von Rossbach, von Kulmbach, das Heer, das den Schredensstagn von Kunersdorf nicht nur überdauert hatte, das vielmehr trotz dieses furchtbaren Schlags weitermarchierte war auf die Jahre hindurch, auf Liegnitz, auf Torgau, auf Buzenow, auf Freiberg, auf Hubertusburg zu — dieses Heer sollte geschlagen sein, sich in ziellose Klotzen entsetzter Flüchtlinge aufgelöst haben?

Die Antwort auf die Frage kam in schredensvoller Deutlichkeit. Immer dichter wurden die Haufen, immer wilder das lebensgefährliche Gedränge, immer angsterregter die einzelnen Gesichter, immer hastiger, ungezügelter die entsehbaren, ungeheure Flüchte. Nirgendes ein fester Halt mehr, alles flutete zurück, nur darauf bedacht, das bedrohte und versagte Leben in Sicherheit zu bringen.
An irgend ein Vorwärtstommen war schon nicht mehr zu denken. Der Verlust, über die Köpfe der Flüchtigen hinwegzusehen, war aussichtslos, denn ihre Reihen waren unabsehbar geworden; es gab nur noch ein Mittel, um zu entkommen — das gähnende Untergründ.

Und so geschah's. Und es kam noch schlimmer. In dem furchterlichen Gedränge stürzte das Pferd; sein Aufkommen war unmöglich, denn zehn, zwanzig, dreißig der Flüchtenden straukelten, unwillkürlich durch den Druck der vorwärtsstürmenden Masse noch vorn geschoben, über das Hindernis und kamen zu Fall. Konrad von Loffau mitten unter ihnen. Und nun kam das Furchterliche — war es der Tod? War es der Wahnsinn? Genug, er sah es kommen, sah es nach ihm greifen mit zitternden, gierigen Händen, sah hundert, tausend Füße über sich hinwegschreiten, den Kopf, das Gesicht, die Hände, den Leib zerretzen, fühlte sein Blut rieseln, seine Glieder starr werden.
„Herr Gott im Himmel, hilf mir!“

Und der alte Gott lebte noch. Vor dem Tod unter den Junglingen anderer bewachte er den Jüngling. Mit Kräften der Verzweiflung riß er sich empor, die starke Hand eines Vorbedrängenden faßte ihn — er stand auf seinen Beinen.

Nun ging es weiter — in das Elend. — Und als der Abend dieses Tages sank, war Konrad von Loffau, und zahllose andere mit ihm, französischer Gefangener. Jene, welche Gegenwehr war nicht möglich gewesen. Die feindliche Kavallerie sprengte in den fliehenden Haufen hinein, hieb alles nieder, was sich nicht ergab, und als Loffau, durch den Blutverlust bereits dem Unten nahe, den Verlust machte, den Säbel zu ziehen, traf ihn ein wichtiger Hieb über den Kopf.
Dann war es Nacht um ihn.

Aber der Tod kam nicht, den er sich wünschte. Man schleifte ihn nach Mainz, und hier blieb er, bis nach dem Friedensschluß die Gefangenen zurückgelassen wurden.

Dann durfte er heim. Aber das schlimmste kam erst. Sein Regiment beim Regiment war natürlich bei Beginn der Schlacht vom Regimentskommandeur bemerkt worden, und zu dem wenigen, was man aus der trüben Katastrophe des Unglückslandes gerettet hatte, gehörten die Aften des Regiments, und darin stand schwarz auf weiß geschrieben, daß der Leutnant Konrad von Loffau sich angefangen, und in diesem Truppenteil entsetzt habe.
Das Kriegsgericht aber machte kurzen Prozeß, um so kürzeren, als ge-

rade damals, statt die große, allgemeine Verantwortlichkeit für den Zusammenbruch zu begreifen, eifrig nach den üblichen Sündenböcken gesucht wurde, damit alle übrigen durch das Zerreißen dieses Armen ihre unverehrte Tugend an den Tag legen könnten. So ging es denn dem armen Konrad über. Man glaubte ihm nicht, was er auch zu seiner Verteidigung vorbrachte, glaubte ihm nicht, daß es sich wohl um einen leichtsinnigen Streich, bei dem das Herz mit dem Kopf durchgegangen sei, handle, aber nicht um ein militärisches Verbrechen gegen Ehre und Gewissen. Die Zeugnisse, die Konrad benennen konnte, vor allem Nedern, lagen auf dem Schlachtfeld von Jena eingeschlagen; Küchel, überlaunig und verbittert, konnte sich an nichts mehr erinnern, und der junge Koffer in Bieselbach war un-auffindbar. Er sollte, so hieß es, von den Franzosen gefangen fortgeschleppt sein, als er den Münderern seines Hauses drohend mit dem Gewehr im Anschlag gegenübergetreten sei.
So kam es denn, wie es bei solcher Lage der Dinge, in der jeder Verteidiger fehlte, kommen mußte. Das Kriegsgericht verkündete seinen Spruch: daß der Leutnant Konrad von Loffau wegen Desertion vor dem Feinde infam taktiert werde und niemals wieder in der königlichen Armee dienen könne, und daß er es nur seiner früheren tadellosen Führung zu danken habe, wenn er vor Festung und Gefängnis bewahrt bleibe. — Am Abend dieses Tages wollte sich Konrad von Loffau eine Kugel vor den Kopf schießen.

„Den letzten Liebesdienst des kaiserlichen Offiziers sich erweisen“, wie er sich grimmig ausdrückte. Wenn er es nicht tat, so geschah es aus zwei Gründen nicht: um seines alten Vaters willen nicht, dem er bei seinen siebenundfünfzig Jahren nicht den einzigen Sohn rauben wollte, und dann um deswillen nicht, weil er mit der starken Zuversicht des unschuldig Verurteilten hoffte, daß seine Unschuld doch noch an den Tag kommen werde.
Von jener Stunde an aber, in der das Kriegsgericht gesprochen, wurde Konrad äußerlich ein alter Mann. Sein Haar ergrauete schnell, und tiefe Furchen gruben sich in sein Gesicht. Das strahlende Jugendfeuer seiner Augen erlosch, und nur zuweilen noch bligte es flammend unter den Brauen auf. Und das geschah immer dann, wenn von des Vaterlandes Not und Elend gesprochen wurde. Hatte der junge Mann noch bis vor Jahr und Tag dem großen Weltgerümmere und Weiterobeter seine Bewunderung nicht versagen können — jetzt haßte er ihn, haßte ihn mit der vollen Glut eines leidenschaftlichen Herzens, das in dem Franzosenlaster die letzte Ursache für sein eigenes Elend sehen wollte. Und so hart und mächtig wuchs dieser Haß heran, daß, wenn es etwa eines Tages gegeben hätte: „Freiwillige vor zur Ermordung des Kaisers“, der junge Mann mit dem vor der Zeit grau gewordenen Haaren sicher der erste gewesen wäre, der sich dazu gemeldet haben würde.

Verstörten Gemütes, als sei ihm sein ganzes Leben verwirrt, lebte Konrad endlich heim. Tief erschüttert empfing ihn sein greiser Vater. Litt der alte Herr auch unjagbar darunter, daß sein einziger Sohn, sein Stolz, seine Hoffnung, „vor die Hunde gegangen sei“, wie er sich ausdrückte, so kam doch kein herbes Wort, kein Tadel, keine bittere Bemerkung über seine Lippen. Er glaubte seinem Sohn, er wußte, daß das Kriegsgericht nicht gewußt hatte: „Der Junge liegt nicht!“ Und er sah es diesem jugendlichen grauen Haupte, diesen erloschenen Augen an, wie schwer sein Schmerz selbst alles trug und empfand; der Verachtungsge, der Ehlole läßt sich keine graue Haare wachsen. Er selbst litt Konrad, als kaum ein Jahr nach dessen Rückkehr Deherschritt das Schwert gegen Napoleon zog, dorthin zu gehen und als Freiwilliger in die Armee einzutreten. Voll Freude griff Konrad diesen väterlichen Gedanken auf, ging nach Wien, und es glückte ihm, seine Aufnahme in das Heer durchzusetzen. Er kämpfte mit bei Aspern, aber der Schlag von Wagram schmetterte alle seine eigenen Hoffnungen nieder. Der Friede kam, und sein Glaube, sich den Offizierswegen durch Mut und Tapferkeit zu verdienen, sank zusammen. — Verbitterung und Trostlosigkeit traten an seine Stelle.

So kam er wieder heim, sah den wirtschaftlichen Niedergang des väterlichen Besitztums, eine Folge der auf dem ganzen Lande laotenden Not und der Entwertung des Grundbesitzes, und versuchte, sich mit all seiner jugendlichen Kraft dem Verderben entgegenzustellen. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein war er tätig; die härtesten Tagelöhnerarbeiten tat er willig, schwarzte sich die Hände blutig — aber vorwärts, oder vielmehr nach rückwärts wollte es nicht gehen. Das einzige war, den Untergang, der unvermeidlich schien, nach Möglichkeit und Kräften aufzuhalten. Und das wenigstens gelang.
„Nur einmal eine einzige große Freude“, so dachte er oft genug im stillen, „und ich würde doppelte Kräfte und doppelten Mut zu doppelter Arbeit haben.“

Aber die große Freude kam nicht.

Auf den Rat seines Vaters verheiratete er es im Jahre 1810 mit einer Adligen bei dem König. Sie wurde ihm gewährt. Er reiste nach Berlin und trug dem ihn freundlich ansehenden Fürsten alles vor, was sein Herz bedrückte. Aber ein Ergebnis hatte die Sache nicht.
„Kann schon sein“, sagte der Adlige. „Machen keinen schlechten Eindruck. Kriegsgerichte nicht immer recht haben. Manchmal über die Schnur gehen. Weiß das sehr gut. Waren wilde Zeiten damals — alles drunter und drüber. Kann aber nichts machen gegen Urteil. Tut mir leid, sehr leid. Denn gar kein Zeuge mehr da für Sie! Möglich, daß sich dennoch etwas erreichen ließe — möglich.“

So ging Konrad von seinem König. Und da fiel ihm Ernst Koffer ein. Er reiste nach Bieselbach. Aber er traf den Zoge nicht. Denn dieser hatte, wie so mancher junge Mann damals, in Haß und Erbitterung gegen den fremden Eroberer das Schwert ergriffen, nachdem er von den Franzosen wegen jener Verdröhung zu einer Freiheitsstrafe, die er verbüßt hatte, verurteilt worden war. Er stand in Spanien und Portugal unter John Moore und danach unter Wellington, aber sein Vater und seine Brüder konnten nicht genau angeben, wo er war. Briefe fanden nur selten den Weg in die Heimat, und von allen denen, die man ihm geschickt, war nur ein einziger in seine Hände gelangt, wie er selbst geschrieben hatte. Trodem versuchte es Konrad mit einem Briefe. Aber er hat nie eine Antwort darauf erhalten.

So ging denn die Zeit in der Heimat hin, still und eintönig. Es kamen die Tage, in denen er an der herrlich aufblühenden Lotte Kampermann den „Kameraden“ und an ihrem Vater den treubeforgenen Freund fand. Kampermann und Lotte waren die einzigen, die er in sein Schicksal, außer seinem Vater, eingeweiht hatte. Niemand sonst wußte darum. Allen anderen Verkehre hatten die beiden Loffaus aufgegeben — und selbst wenn sie wußten gesucht hätten, sie würden ihn kaum gefunden haben. Denn das große Leid der Zeit lag auf allen mit Zentnerschwere und ließ seinen, dessen Herz noch warm für Freiheit und Vaterland schlug, zu einem beglücklichen Genusse des Lebens kommen. Niemand, der aus der Nachbarschaft sonst etwa in das Haus kam, ahnte etwas von jenem kriegsgerichtlichen Urteil; die Aufmerksamkeit war damals zu sehr auf die öffentlichen Vorgänge gerichtet, zu nachhaltig von ihnen in Anspruch genommen, und das Schicksal des einzelnen, mochte es auch noch so hart sein, dagegen doch zu klein und unbedeutend, als daß man sich viel darum getummelt oder gar ihm nachgeforscht hätte, wenn es sich nicht gerade um einen Verwandten oder lieben Freund handelte. Verwandte aber hatten die Loffaus nicht, und Konrads liebe Freunde dachte die Erde bei Jena und Hoffenhausen, bei Gplau und Friedland, oder sie waren getrennt und verbittert in die Ferne gezogen, verdrorben, gestorben.

So stand Konrad mit seinem Vater allein. Und eines Tages legte sich auch der alte Herr, ließ seinen Sohn rufen, sah ihm in das Auge und sagte:
„Ich gehe jetzt, mein Sohn, und werde nicht wiederkommen. So wenig wie die große Zeit von Rossbach und Leuthen, in der ich wuzelte. Grüme dich nicht viel um mich, mein Junge! Alles Gien muß weggelassen werden. Das ist nicht Schlimmes. Aber du — du sollst mit wieder jung werden, hörst du? Ich glaube dir, Konrad — du bist nicht vor den Augen davongelaufen, das weiß ich. Hab nur gute Hoffnung — für jeden braven Kerl kommt mal ein Tag, der alles auslöscht, was er gelitten hat, wie ein Schwamm die Kreideschrift. Hoffe nur! Und halt' gute Kameradschaft mit den Kameradens — die haben das Herz auf dem rechten Fleck, und das Mädel, ja, das Mädel, das wäre eine Frau für dich, Konrad, mein Junge! Verzieh die letzten Worte meines Vaters nicht! Und nun lebe wohl, Konrad — wenn beim großen Appell der Hohenriedberger gelassen wird, dann sehen wir uns wieder und melden uns bei unserm König: „Majestät, hier sind wir! Wenn es sein muß, noch einmal sieben Jahre!“ Lebe wohl, Kamerad, und grüße die andern — Kampermann — und das Mädel — deine Frau.“

Dann war der alte Herr ruhig eingeschlafen. Konrad aber hatte lange an dem Sterbebett auf den Knien gelegen und geschluchzt, wie noch niemals in seinem Leben.
Als sie den Toten zu Grabe trugen, ging er zwischen Kampermann und Lotte. Und als der Geistliche den Segen gesprochen und sie drei Hände voll Erde auf den Sarg hinabgeworfen hatten, legte Kampermann seinen Arm um die Schultern des leise bebenden Jünglings und sagte:
„Wenn ich kann und Sie es mit erlauben, lieber Konrad, dann möchte ich Ihnen wenigstens ein klein wenig von dem sein, was Ihnen der Tote war. Darf ich?“ Mit festem Druck lagen die Hände der beiden Männer ineinander.

„Und nun blide Konrad auf seinen „Kameraden“. Der stand still und regungslos. Erst als auch ihm Loffau die Hand hinstreckte, kam Leben in ihn. Er griff nach der Hand und hielt sie fest. Keins von beiden sprach ein Wort. Aber in den Augen beider war ein stilles Leuchten.

Tief und mächtig war die Wirkung der Nachrichten, welche aus Puffland kamen, wie in der ganzen Welt so auch im Schleierland. Seitdem der Inhalt des bekannten Bulletin aus Molobocno bekannt geworden war, ging eine seltsame Bewegung durch die Wengen. Nur leise zuerst, aber sie war doch da und harte des Anstosses, der sie ins Unendliche vorwärts treiben sollte. Von nichts anderem mehr war die Rede, wenn man sich traf, als von dem, was da in Puffland geschehen sein mochte. Noch war ja bei weitem die ganze schauerliche Wahrheit nicht enthüllt, aber mit jedem Tage sietete mehr davon durch, und jede neue Nachricht floß mit einer für die damaligen Verkehre verhältniß eifraunlichen Eile durch die Lande. Jeder, der nicht ganz stumpf war, fühlte und ahnte, daß etwas Ungeheures im Wert und Werden sei und daß noch Großes, Erschütterndes folgen werde. Eine starke religiöse Erweckung wurde sichtbar; Gottes Hand zeigte sich in der russischen Katastrophe, die über den Gewaltigsten der Zeit hereinbrach, so deutlich, als daß sie sich hätte überleben lassen können, und selbst die entschiedensten Anhänger der negativen Philosophie des vergangenen Jahrhunderts spürten ein Wehen, das nicht aus dem Materialismus geboren sein konnte, den sie lehrten und predigten. Die Kirchen im Lande waren überfüllt, und die Geistlichen sprachen besonders gern über alttestamentliche Texte, die im Sinne des berühmten Marktworters geprägt waren: „Lasset euch zerzen zu Gott schlagen und eure Hände auf den Feind!“ Und atemlos laufte die Menge mit flammenden Augen und klopfenden Herzen. Nur die Weibsnachstage hatten etwas Einhalt gehalten. Zwar die hohe Volkshast, Friede auf Erden“ wollte nicht in die Herzen hinein, aber es war doch stiller als sonst, und die tiefe, friebvolle Weiße des Festes hatte doch für wenige Tage die Oberhand gewonnen.

Nun war Weihnachten vorüber, und in das neue Jahr 1813 hinein schallte der Ruf: „Wacht auf vom Schlaf!“ Geprannt blühten alle Augen nach Osten, von wo die Morgenröte aufschlokte.
Mit klingendem Frost, wie er seit langen Jahren nicht erhört war, zog der Januar einher. Dieser Schnee lag überall auf den Bergen, wie in den Tälern, und in den Wäldern trachte es oft, wenn die Baumstämme unter der Wirkung der Kälte sprangen um Nisse betamen. Alle Arbeiten im Freien waren unmöglich; der Landmann hatte genügend Zeit, am Ofen zu sitzen, schlechtes Stimmereich zu oergelien und über die Weltlage im allgemeinen und seine eigene im besondern Betrachtungen anzustellen. In der Regel endeten solche Betrachtungen mit einem kräftigen Fluch:
„Hol' der Teufel alle Franzosen, daß das Land frei werde und es uns besser geht!“

Konrad hatte mit Kampermann in dessen Wohnung eine Partie Schach gespielt. Lotte war nicht daheim, sie jagte auf Konrads Pferd draußen im Freien herum. Konrad legte eben seinen König um, zum Zeichen, daß er die Partie aufgab und sich für besiegt erklärte.
„Wackwürdig“, sagte er langsam, „daß einer immer der Besiegte sein muß — im Spiel, wie im Leben!“
Ein feines Lächeln zog um Kampermanns ausdrucksvolle Züge.
„Wäre das nicht, lieber Konrad, dann wäre dem Spiele wie dem Leben seine beste Würze genommen. Aber die Aussicht auf den Sieg kann uns loden. Oder halten Sie ein „Remis“, die unentschiedene Partie, für etwas Schönes?“
„Wahrhaftig nicht! Aber bitter ist es deswegen doch, die Partie verlieren zu müssen.“
„Wohl richtig! Aber die Hoffnung, eine neue gewinnen zu können, begleitet uns doch.“
„Ja, aber wie oft wird dieser Hoffnung keine Erfüllung! Wie mancher fährt in die Grube, ohne eine einzige Frucht in seinem Leben reifen sehen zu haben. Ach, warum werden wir geboren?“

„Die uralte Frage an das Schicksal, lieber Konrad! Und noch niemand hat sie beantwortet. Diese ganze schwere Kunst, glücklich und zufrieden zu leben, liegt in zwei Punkten enthalten: nicht fragen und sich bescheiden. Das Gegenteil kann für uns zum Alp werden, der uns zu Tode drückt und ängstigt!“
Loffau seufzte schwer.
„Ach ja, ich weiß es! Aber dieses fortwauernde Ringen mit leiblicher und seelischer Not, wie es Tausende und aber Tausende durch ihr ganzes Leben begleitet, zwingt uns zum Fragen, zum Unzufriedenwerden.“
„Nur den Kleinmütigen, lieber Konrad! Der Starke ringt schweigend weiter.“
„Und wenn er doch unterliegt?“
„So unterliegt er mit Ehren —

ein Kind der Not, das zum Unterliegen geboren ist!“
„Eine verzweifelte Bestimmung!“
„Und doch nicht so verzweifelt! Denn die Kinder der Not, die in ihrem ganzen Leben nur Mühen, Enttäuschungen, zu Grabe gezogene Hoffnungen erfahren — ein Großes haben sie vor allen Kindern des Elends voraus, wenn sie ausharren bis an das Ende: das stolze Bewußtsein, selbst vor einem übermächtigen Schicksal die Waffen nicht gestreckt zu haben! Und mit diesem Bewußtsein läßt sich selig sterben, lieber Konrad!“

Der junge Mann schloß schwer den Kopf in die arbeitsharte Hand.
„Sie sind ein glücklicher Optimist, lieber Freund!“
„Ja, Gott sei Dank! Ich bin es, nachdem ich jahrelang bis an den Hals in den tiefsten Wässern des Pessimismus gestanden habe. Glauben Sie mir, Konrad, es ist nichts mit dem letzten — er entzerot, und wer zu ihm schwört, ist meistens ein körperlich und seelisch tranter Mensch. Ein wahrhaft Gesunder bleibt Optimist, und wenn er sich, sei es als Sieger oder Besiegter, zum letzten Schlag legt — seine frohe Zuversicht nimmt er mit hinüber in das andere Land, und er weiß, daß sie ihn nicht irreführt.“

„Er weiß, daß sie ihn nicht irreführt!“ wiederholte Konrad leise.
Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und Lotte eilte herein. Sie sah prachtvoll aus. Das Gesicht glühte von der frischen Luft, die Augen blinzelten vor Erregung und Lebenslust, und von der reichen Fülle blonder Locken stahl sich eine Anzahl unter dem kleinen Hütkchen hervor und umfaßte die feinen Züge wie mit einem goldschimmernden Rahmen. Die hohe, schlanke, biegsame Gestalt hielt in der Hand eine Keitzerte, mit der sie einen pfeifenden Schlag durch die Luft führte.
„Vater! Kamerad! Es gibt was!“ rief sie.
„Was denn?“ kam es einstimmig über die Lippen der Männer.
„Neuigkeiten! Christ bringt sie! Da kommt er schon selbst!“
Mit schweren Schritten stapfte Christ durch die Tür.
„Guten Tag die Herren!“
„Guten Tag, Christ!“
„Ich bring' was Neues!“
„Heraus damit, Christ!“ rief Loffau ungeduldig.
„Nicht so hümmisch, Jungherr, nicht so hümmisch! Alle Leute brauchen Zeit. Also: es geht ihm an den Kragen — an den Kragen, sag' ihm!“

„Wem?“
„Dem Kamperer natürlich!“
„Wieso denn?“ rief Konrad.
„Christ, Ihr seid unausstehlich — jedes Wort muß man Euch abzwängen mit Hebeln und mit Schrauben! Erzählt doch, was Ihr erfahren habt!“
„Kommt alles, Jungherr, kommt alles! Gut Ding will Weile haben, und gute Nachrichten sind wie frischgebundene Bezelnen: wenn man nicht vorzüglich ist, kommen sie oft zerbrochen an den Mann! Also: an den Kragen geht's dem Kamperer!“
„Das wissen wir schon, Christ!“ sagte Kampermann lächelnd. „Nun möchtet wir auch gern das erfahren, was wir noch nicht wissen.“
„Ja, ja, Herr Kampermann! Das kommt jetzt! Der preußische General Schorsch!“

„Er meint Jork!“ lachte Lotte.
„Na ja, Frauleinchen — Jork oder so — so ein ganz verzinnter Name ist das — gar kein ordentlicher Christenname wie Rynast oder Weisträger oder hohes Rad oder so was —“
„Am Gottes willen, Christ, tragen Sie uns nicht erst die Namen unserer Berge vor!“ sagte Konrad. „Die kennen wir ja — aber was mit dem General Jork ist, das kennen wir noch nicht!“
„Ach ja, ja! Der ist übergetreten.“
„Übergetreten? Wohin denn?“
„Na, zu den Kosaken! Und die Kosaken und die Preußen haben zusammen einen fürchterlichen Schwur geschworen, daß sie nicht eher ein anderes Heud anziehen wollten, bis daß sie ihre Pferde im Biber bei Paris tränken könnten.“

Alle lachten laut auf.
„Bei Paris hat der Biber einen andern Namen, lieber Christ; da heißt er Seine.“
„Na ja — tann ja sein! Die Franzosen haben ja für alles andere Namen, aber unsere schleischen sind doch besser! Also, in dem Biber bei Paris sollen die Kosakenpferde getränkt werden!“
„Und General Jork“, fragte Konrad hastig, „ist auf die russische Seite übergetreten?“
„Ganz und gar, Jungherr! Und alles hat er mitgenommen: seinen Feldherrnstab und seinen Degen und seine zwanzigtausend Mann! Und jetzt haben sie Brüderschaft mit den Russen gemacht, und brüderlich teilen Kosaken mit Preußen Talglichte und Brot. So lauten die neuesten Nachrichten!“

„Und was sagt der König dazu, Christ?“
„Haber König? Ja, Jungherr, ich habe ihn nicht sprechen können, er

war nicht in der Stadt — aber ich glaub', damit muß er zufrieden sein! Wenn der General Schorsch, oder wie er sonst heißt, die Franzosen, seine Bundesgenossen, im Stich gelassen hat, so muß ihn der König entweder tödten lassen oder er muß auch die Franzosen verlassen. So meint der alte Christ, der zwar nur ein alter Schachkopf ist, aber der auch ein Soldat war und die Kriegskunst tennen gelernt hat. Und jetzt muß ich weiter und den andern die neuen Nachrichten bringen!“

Mit kurzem Grusse stapfte er schwer und wuchtig wieder zur Tür hinaus.

Die drei Zurückgebliebenen blieben einen glücklichen Stumm; sie beobachteten offenbar erst die Nachricht in ihrem Innern.
„Wenn das wahr ist!“ — sagte endlich Kampermann langsam und schmerzlich.
„Wenn das wahr ist!“ — wiederholte Konrad, und es bligte in seinen Augen.
„Wenn das wahr ist, ziehen wir nach Paris!“ rief jubelnd Lotte, und ein scharfer Hieb mit der Keitzerte pfliff durch die Luft.
Da löste sich der Bann über den beiden Männern.
„Du hast das erste Wort gesprochen, Kamerad“, sagte Konrad. „Wenn das wahr ist, so geht es nach Paris!“

„Und Kampermann fehlte hinzu: „Ja — nach Paris!“
„Seine Arme liegt in Russland begraben!“ jabelte Lotte. „Wir haben glatten Weg bis in seine Hauptstadt!“
Kampermann schüttelte ernst den Kopf.
„So schnell wird das wohl nicht geben, mein Kind! Denn noch ist er, der Kaiser selber, da, und dieses Riesengeist hat ungeheure Diersmittel.“

„Aber der Kern liegt in Puffland oerzharrt!“ fiel Konrad ein.
„Wenn auch! Zym sind noch immer gute Truppen genug geblieben, die den Stamm abgeben können für die neuen Bataillone, die er bilden wird! Aber immerhin, wenn sich die Nachrichten des Allen bewahrheiten, wenn in der Tat Jork auf eigene Faust mit den Russen pattiert hat — dann kann es nur noch eines geben: Preußen empor gegen Frankreich!“

„Und der König?“ fragte Konrad bedenklich.
Kampermann überlegte inen Augenblick.
„Aber hümmisch, fiel seine Tochter ein:
„Da gibt es keine Ueberlegung! Er wird müssen! Kein Gaudern mehr!“
Kampermann zog sie liebevoll an sich.
„Mein kleiner Wildling! Ja, wenn du König wärest! Aber in der Tat, ich glaube, du hast recht: er wird müssen! Diese Nachricht muß durch Preußen blitzen wie ein Blitz vom Dogen des Großen Friedrich, und man hat noch nicht vergessen, was diese Blitzen zu bedeuten hatte.“
Konrad nickte zustimmend.
„Weiß er es!“ sagte er. „Und wenn wir nicht mit dem König gehen, dann ohne ihn, und wenn es sein muß — gegen ihn!“

Kampermann stimmte zu.
„Wenn es sein muß — gegen ihn! Es bleibt nichts anders übrig! Dann muß man ihm gegen seinen Willen seines Landes Freiheit und seiner Krone Glanz zurückerobern. Vorreit aber abwarten! Und bis dahin das Pulver trocken halten und die Schwärter scharf!“

Die Nachrichten von Bedeutung und Inhalt folgten sich nun täglich, überfüllten sich fast. Jorks Reputation wurde in ihren Einzelheiten bekannt, das grauliche Elend der französischen Armee in jenem ganzen furchtbaren Umfang wurde immer mehr offenbar, die Mitteilungen über den Zusammentritt des ostpreussischen Landtags schlugen wie ein Blitz als ein Beweis dafür ein, daß das Volk auch ohne den König die große Sache der Befreiung selbst in die Hand zu nehmen entschlossen sei, und endlich löste die Ueberlieferung des Königs von Berlin nach Breslau die letzten bangen Zweifel. Jeder fühlte es, wenn es auch in feiner amtlichen Nachricht ausgesprochen war: der König wollte frei sein in seinen Entschlüssen, los von französischer Bevormundung und Kontrolle, wie er sie in Berlin sich gefallen lassen mußte, los auch von der beständig im geheimen lauernden Gefahr, das Opfer eines französischen Handstreichs zu werden. Noch klarer aber als alles dies sprach für die Absichten des Königs die Tatsache, daß er alle die wieder in seine Pöbe zurückberief, die im Frühjahr 1811 im bitteren Groll über den französischen Unterwerfungsvertrag von ihm geschieden waren oder sich zurückgehalten hatten: Scharnhorst, Mettenau, Anselmed und andere kamen nach Breslau und wurden von der Bevölkerung — und nicht nur von der städtischen, denn auch den ganzen Lande war alles, was Zeit er übrig lassen konnte, nach Breslau gehoben — mit Jubel und Begeisterung aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)